

DANIEL  
HOLBE

Schwarzer  
Mann

Kriminalroman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe August 2015

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2015 by Knaur Taschenbuch.

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages/belterz

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51648-5

*Sophie, mein Henkersmädchen,  
komm, küsse mir den Schädel!  
Zwar ist mein Mund ein schwarzer Schlund  
– doch du bist gut und edel!*

Christian Morgenstern  
*Galgenbruders Lied*, um 1905

# PROLOG

Veith näherte sich der Anhöhe ohne Hast. Der Galgen schien im Takt seiner Schritte zu wanken, die Luft roch nach gemähtem Heu. Außerdem nach Schafsdung. Unterhalb der Kuppe, auf die man die Säulen des Galgens gemauert hatte, stand ein Schäferwagen. Stille lag über der Herde. Der Hund schlug nicht an, witterte keine Gefahr, denn zwischen ihm und der Anhöhe lagen Buschwerk und ein Zaun. Der Pfad führte leicht bergan, gerade, wie mit einer Schnur gezogen. Wie musste es für all jene Verurteilten gewesen sein, die ihren letzten Gang antraten, die baumelnde Schlinge stets vor Augen. Als warte der Knoten auf sie, mit aufgerissenem Maul. Doch Veith dachte nur an das Frühstück. Gebackene Eier, die auf ihn warteten, vielleicht zwei Streifen Speck. Wie auf Kommando krähte zwischen den wenigen Häusern des Dorfes ein Hahn. Er fröstelte. Zog sich das grobe Leinenhemd vor der Brust zusammen. Der Sommer neigte sich dem Ende zu, die Ernte war längst eingefahren.

Unter seinen Füßen knisterte es, Reisig lag am Wegrand verstreut. Er erschrak, blickte sich um. Die alte Angst. Auch nach so vielen Jahren wurde er sie nicht los. Ein halbes Leben, lebenslang. Als seine Augen keinerlei Bewegung ausmachen konnten, verlangsamte sich der Puls wieder. Seine Gedanken kehrten zu dem Galgen zurück. Sandsteinbrocken von ungleichmäßiger Farbe und Größe, dazwischen Mörtel.

Zwei doppelt mannshohe Säulen, sechs Schritt auseinander. Obenauf der Querbalken; junges Holz offenbar, denn die Witterung hatte ihm kaum zugesetzt. Wie viele Männer ihren Tod hier bereits gefunden haben mochten, Veith wusste es nicht.

Er hatte sich vorgenommen, sich nicht allzu tief in das dörfliche Geschehen einzubringen. Nicht auffallen, wenig preisgeben. Beobachten, statt beobachtet zu werden, auch wenn er wusste, dass dies kaum mehr als ein Wunschtraum war. Jeder der eingeschworenen Gemeinschaft wusste um ihn und seine Vergangenheit.

Er war ein Aussätziger.

Manche wechselten die Straßenseite, wenn sie ihm entgegenkamen. Angewidert. Verängstigt.

Als trüge er die Pest in sich.

Ein schwarzer Mann.

Aus dem Schatten der Steinsäulen trat eine Gestalt. Dunkel gewandet, ihre Konturen verschwammen in dem unförmigen Stoff. Veith erkannte nicht, ob es ein Hut oder eine Kapuze war. Ein mulmiges Gefühl überkam ihn. Dann aber trug ihm die Morgenbrise eine freundliche Begrüßung entgegen. Er lächelte verhalten und hob schweigend die Hand. Die Jahre hatten ihn argwöhnisch werden lassen; bitter. Als er sein Gegenüber fast erreicht hatte, musste er gähnen. Er hielt kurz inne, rieb sich die Augen.

»Es ist einfach zu früh für mich.«

Ob es seiner Müdigkeit geschuldet war, dass er die schattenhafte Bewegung nur zeitversetzt wahrnahm? Ein plötzliches Stechen durchfuhr ihn, als sei er von einem Brandpfeil getroffen. Als breitete sich das Feuer von seinem Hals in den Brust-

korb aus. Er schnappte nach Luft, taumelte, griff sich an den Hals. Die Arme wurden schwer wie Ambosse, die Knie weich wie frisch gestampfte Butter.

»Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?«, dröhnte in seinem Kopf der Kinderreigen. *Niemand!*, schrie eine weit entfernte Stimme die Antwort. Er verlor die Kontrolle über seine Sinne, spürte es an seinen Fußgelenken kitzeln und seine Hände überhaupt nicht mehr. Dachte impulsartig darüber nach, was wäre, wenn sich nun unkontrolliert seine Blase entleeren würde. Banale Sorgen angesichts seiner Lage. Doch auch das Gehirn verweigerte zunehmend den Dienst. Schien taub zu sein für die Panik, die ein solcher Kontrollverlust instinktiv auslöst.

Ein Ruck durchfuhr seinen Körper. Dann eine Illusion von Schwerelosigkeit. Veith spürte die Hitze in seinen Kopf schließen.

»Wenn er aber kommt?«, sang es höhnisch weiter.  
*Dann sterben wir.*

Mit ihren Stahlhelmen und den hölzernen Gewehrschäften wirkten die Männer unheilvoll und deplaziert. Ein Außenstehender hätte den Eindruck gewinnen können, dass der Krieg nicht bereits seit fast vierzig Jahren entschieden sei. Eine letzte Bastion der Wehrmacht, verschanzt zwischen hohen Nadelbäumen und moosgrünem Stein. Lauernd auf Iwan, die rote Gefahr. Tatsächlich schien es Parallelen zu geben, zumindest was das Feindbild betraf. Doch unter den olivgrünen Schutzwesten, in schwarzen Uniformen und mit verdunkelten Gesichtern lauerte hier ein Spezialkommando der GSG 9. In ihren Händen lagen Maschinenpistolen und Scharfschützengewehre aus dem Hause Heckler & Koch. Die Muskeln bis aufs äußerste angespannt. Aufkommende Nervosität wurde sofort mit eisernem Griff unterdrückt, so als könne man sie ins Metall pressen. Manche standen, andere kauerten. Die Luft roch nach Herbst.

Das Gelände um den alten Bergbauernhof war unübersichtlich. Ungemähte Hänge mit zerschlissener Einzäunung, mittendrin ein eingesunkener Traktoranhänger, auf den Anhöhen ringsum Wald. Einer der Schützen kauerte hinter dem Anhänger, ein anderer hatte Posten auf einem Hochsitz bezogen. Ein Bachlauf durchschnitt das Gelände, in dem Gebäude waren Bewegungen zu erkennen. Einige Fenster entlang der verschindelten Außenwand standen offen. Ge-

blümt Gardinen schwangen sanft. Im Inneren schien alles ruhig.

Otto tastete nach seinen Zigaretten. Ein durchtrainierter, sehniger Mann Anfang dreißig. Tiefe Furchen im Gesicht, glattrasiert, mit einem zentimeterlangen Schnitt auf der Wange. Der Preis des Nassrasierens. Er schob die Kartonpackung wieder zurück. Entschied, dass keine Zeit fürs Rauchen sei, blickte stattdessen auf die Armbanduhr. Der Einsatzbefehl konnte jeden Moment erfolgen. Er prüfte den Sitz seiner Weste, wippte mit dem Kopf. Es lag eine friedliche Stille über dem abgeschiedenen Anwesen. Das nächste Dorf war einige Kilometer entfernt, nicht mehr als eine Siedlung, dahinter wieder Einöde. Eine Bewegung ließ Otto aufblicken. Sein Kollege Wilhelm hob mit zusammengekniffenen Augen den Zeigefinger. Jetzt hörte er es auch. Ein Brummen, nein, eher ein Knattern. Ein Motorrad näherte sich. Gedämpfte Stimmen erklangen, schlügen in Erregung um. Die Zufahrt war gesperrt, doch wenn es eine geländegängige Maschine war, konnte sie praktisch von überall her kommen. Ein Waldarbeiter? Oder war es am Ende einer der Linksextremen, die den Hof in Beschlag genommen hatten? Hatte es nicht geheißen, alle von denen seien *im* Haus versammelt?

Sie hatten ein verdammtes Problem. Der Einsatz war akribisch geplant. Beobachten, analysieren, Zugriff. Nötigenfalls belagern und Sperrfeuer, wie damals, 1972, in Frankfurt. Tränengas und Ausräuchern. Personenschäden unbedingt vermeiden. So lautete die Devise, und sie war mehr als eine Empfehlung. Sämtliche Bewohner der Kommune sollten lebendig verhaftet werden. Die Erklärung lag auf der Hand. Es musste sich eine V-Person unter ihnen befinden, auch wenn niemand das laut aussprach.

»Verdammte Terroristen«, stieß Otto hervor, und fast zeitgleich wurde der Befehl erteilt. Ein Dutzend Männer eilten in geduckter Haltung auf das Gebäude zu. Scheiben klirrten, gedämpfte Schreie aus dem Inneren. Kümmert sich jemand um den Fahrer des Mopeds?, fragte er sich noch, als er aus dem blendenden Sonnenlicht in den Schatten abbog. Eine wild mit den Armen fuchtelnde Gestalt sprang ihm entgegen, reflexartig riss er den Lauf seiner MP5 nach oben. Freund oder Feind? Es wurde geschossen, vollautomatische Salven. Splitternd, wie in einer Schießbude auf dem Jahrmarkt, flogen Schindeln von der Hauswand. Das Letzte, was Otto sah, war eine junge Frau in einem roten Wickelkleid, das seltsam ausgebeult wirkte. Sie hielt schützend die Hände davor. Dann hörte er das Schreien eines Säuglings, welches die Mündungsfeuer für einen Augenblick verstummen ließ. Er spürte ein warmes Pulsieren in der Brust. Blut füllte seine Lungen, er hustete. Und starb.

# MONTAG

Knacksend durchdrang die Messerklinge den hauchdünnen Widerstand. Splitter lösten sich, doch kaum etwas fiel hinunter. Sie drückte die Klinge tiefer, bis mit einem kaum hörbaren Plopp das Innerste erreicht war. Bangend, ob sie die Faktoren Zeit und Größe richtig eingeschätzt hatte, wartete sie auf das, was geschah. Dann ergoss sich ein signalgelber Lavastrom über ihren Daumen, und Sabine Kaufmann fluchte. Nur eine Minute länger. Dann wäre es das perfekte Frühstücksei gewesen.

Kriminalkommissarin bei der Frankfurter Mordkommission. Das war sie in den vergangenen Jahren gewesen. Eine Ermittlerin mit dem scharfen Blick fürs Detail. In der Presse hatte man ihr ein eidetisches Gedächtnis bescheinigt. Fotografische Wahrnehmung. Aber zum einen war diese Fähigkeit nach wie vor ein wissenschaftlich umstrittenes Phänomen, und zum anderen konnte sie es nicht steuern. Doch so oder so war Sabine Kaufmann an einigen vielbeachteten Morduntersuchungen beteiligt gewesen und hatte sich ihre Lorbeeren verdient.

Frustriert schlug sie die Tageszeitung auf. Von draußen drang gleißende Morgensonne in die Küche. Sabines Wohnung lag auf dem Heilsberg in einer hoch gelegenen Siedlung am südlichen Zipfel Bad Vilbels. Frankfurt war nur einen Steinwurf entfernt, wenige Fahrminuten, und doch war alles anders. Ein

neuer Job, seit acht Monaten, ein neuer Bezirk, eine neue Mordkommission. Sie war zu ihren Wurzeln zurückgekehrt. Dorthin, wo ihre Mutter Hedwig noch immer lebte. Um ge-regeltere Arbeitszeiten zu haben und mehr Zeit für sie. Sabi-nes Mutter litt an paranoider Schizophrenie, schubweise, und zuweilen verfiel sie in Alkoholexzesse.

Die Schlagzeilen langweilten die Kommissarin. Lag es am Sommer oder lag es an der Stadt? Nichts geschah, *gar* nichts. Ihrer Mutter ging es gut wie lange nicht mehr, und die letzte Mordermittlung lag Wochen zurück. Gute Gründe, zufrieden zu sein, wenn man es nüchtern betrachtete. Doch Sabine Kaufmann war eine Frau, die die Herausforderung suchte. Je mehr Tage vergingen, ohne dass etwas passierte, desto frus-trierter war sie. Hinzu kam die wachsende Sorge, wie es kün-fsig um ihren Arbeitsplatz bestellt sein würde. Ihren Partner, Ralph Angersbach, hatte man bereits an ein anderes Präsi-dium verliehen. Und wenn sich am Ende des Jahres herausstel-len würde, dass eine Handvoll Gewaltdelikte die Präsenz ei-ner Mordkommission nicht rechtfertigten, bedeutete es das Aus für ihren Schreibtisch in Bad Vilbel. Über das Danach wagte Sabine nicht zu spekulieren.

»Ich habe deinen Vater gesehen.«

Das Klicken des Messers ließ Sabine zusammenfahren. Sie schenkte ihrer Mutter einen entgeisterten Blick.

»Bitte noch mal.«

»Dein Vater«, Hedwig machte ein Allerweltsgesicht, als sei es das Normalste überhaupt, »er ist hier.«

Argwöhnisch musterte die Kommissarin ihr Gegenüber, als befände sie sich in der ernsten Phase einer Vernehmung.

»Papa hat sich vor zwanzig Jahren nach Spanien abgesetzt. Was zum Henker sollte er hier wollen?«

»Ich habe ihn nur gesehen, nicht gesprochen.«

»Wo denn?«

»Hier in der Altstadt.«

»Warum ... Was hat er gemacht? Bist du dir ganz sicher?« Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich auf das Gespräch einzulassen. Einen Bezug zu ihrem Vater hatte Sabine Kaufmann nie gehabt, denn auch vor seinem Ausstieg war er praktisch nie da gewesen. Mit den Hochs und Tiefs, den wechselnden Gefährten ihrer Mutter und der Trunksucht hatte Sabine allein klarkommen müssen. *Er* hatte den leichten Weg gewählt.

»Ich bin ihm nicht nachgelaufen. Plötzlich war er verschwunden. Doch du darfst mir ruhig glauben, dass er es war.«

»Ist schon gut, Mama.« Sabine griff nach Hedwigs hageren Fingern, die nervös an einem Brötchen spielten. »Es spielt keine Rolle für uns, okay? Es gibt nichts, was er von uns fordern könnte. Im Gegenteil. Sollte er hier aufkreuzen, erinnern wir ihn an die ausgebliebenen Unterhaltszahlungen.«

Sie tauschten ein flüchtiges Lächeln.

»Ich habe kein gutes Gefühl dabei«, sagte Hedwig, nachdem eine Weile verstrichen war.

Sabine Kaufmann schluckte den letzten Bissen ihres misslungenen Eis herunter. Auch ihr Unbehagen verstärkte sich.

Das Schweigen war das Schlimmste. Johann Gründler zuckte zusammen, als er das Klirren des Schlüsselbunds vernahm. Es schlug einige Male gegen das hölzerne Türblatt. Eine massive Stalltür, zwei Meter unter der Erde. Wie ein Gefängnis des Mittelalters. Gründler kannte sein Verlies besser, als ihm lieb war. Wusste um den getrampelten Erdboden des Kartoffel-

kellers, die Kriechgänge und Schwachstellen des Gehöfts. Doch all dies half ihm nicht. Sein Fußgelenk wurde von einer kalten, rostigen Eisenschelle umklammert. Die kalte Hand des Teufels. An einer Öse befand sich eine Kette mit fingerdicken Gliedern. Ebenfalls rostig, keine zwei Meter lang. Sie endete in einem Loch in der Steinmauer, und er vermutete, dass auf der anderen Seite der Wand ein schwerer Gegenstand an ihr befestigt war. Der Kerker war muffig und kühl. Er hatte nicht den geringsten Schimmer, wie viele Tage er sich bereits hier unten befand. Die Tür schwang knarrend auf, greller Lichtschein wanderte über den Boden und fraß die Schatten.

Johann Gründler zuckte zusammen, blinzelte. Sah den halben Laib Brot und die Wasserflasche unter dem Arm des schwarz Verhüllten. Er hatte nie auch nur ein Wort gesprochen. Nicht auf sein Schreien reagiert, sein Wimmern, sein Betteln. Johann hatte verschiedene Phasen durchlebt, für die es mit Sicherheit ausnahmslos psychologische Fachbegriffe gab. Panik, Gleichgültigkeit, Todessehnsucht. Kontrollverlust. Doch am schlimmsten war das Schweigen. Die Ungewissheit, was mit ihm geschehen würde. Was der Entführer mit ihm bezweckte. Warum er ihm das antat. Warum ihm. Suchend wanderte der Blick des Unbekannten durch das Halbdunkel. Die Flasche war noch nicht leer getrunken, dennoch hob er sie auf. Er tauschte stets die Flaschen aus, ließ nie mehr als eine im Raum. Anders beim Brot, doch bis auf eine Ausnahme hatte er hier auch noch nie etwas übrig gelassen. Gründler war sich sicher, mangelernährt zu sein. Fünf Kilogramm leichter, mindestens. Einmal hatte er es gewagt, nach *mehr* zu fragen. Daraufhin – er war sich dessen absolut sicher – hatte er ein hämisches Kichern vernommen. Die einzige Reaktion, die er dem Fremden

bisher entlockt hatte. Und dann hatte es zweimal überhaupt nichts zu essen gegeben.

Er war kein gläubiger Mensch, weiß Gott nicht.

Doch er fand sich immer häufiger betend wieder. Flehend, dass er nicht hier unten sterben müsse.

Nicht auf diese Weise.

Der forstgrüne Lada schüttelte sich noch einmal, als Ralph Angersbach den Zündschlüssel drehte. Er stieß die Tür auf und stieg aus. Knisternd kühlte der Motor aus, es roch nach verbrannten Öl. Zumindest lag Ralph der Geschmack auf der Zunge. Dann roch er den Räucherqualm und korrigierte sich. Metzger Neifiger hatte Wildschweinwürste im Ofen. Oder etwas in dieser Richtung. Im Grunde hatte er immer irgendeinen Kadaver in der Tenne baumeln, irgendwelche Koteletts neben seiner rasselnden Bandsäge liegen. Denn auch wenn nicht gerade Jagdsaison war, gab es stets etwas zu schlachten. Ralph wäre beinahe über einen Eimer rotstichiges Wasser gestolpert, über dessen Rand ein vollgesogener Lappen hing. Taumelnd gelangte er durch einen schmalen Gang, der das Schindelhaus von der Tenne trennte, zum Zerlegeraum, aus dem das Radio klang. Angersbach war sich sicher, dass es sich um einen Volksempfänger aus den dreißiger Jahren handelte, aber er hatte diese Theorie nie überprüft. Er wand sich durch die fettigen Plastikbänder, die als Fliegenvorhang im Türrahmen baumelten. Von Neifiger fehlte jede Spur. Der Kommissar runzelte die Stirn. Ein Mann, der deutlich über zwei Zentner wog, löste sich nicht einfach in Luft auf. Er ließ seinen Blick wandern, machte den Hals lang und schritt in Richtung des halbdunklen Schuppens. Etwas knarzte, Ralph lugte vor-

sichtig um die Ecke. Eine Katze reckte sich, machte einen Buckel, scheinbar entrüstet über die Störung. Dann aber wand sie sich von ihrem Holzstapel hinab auf den Erdboden und rieb sich an der olivgrünen Cargohose des Kommissars. Er beugte sich hinab, kraulte ihr den flauschigen Nacken. Das Schnurren hätte kaum lauter sein können, dann flog irgendwo eine Tür, und das Katzentier stob panisch davon.

»Ralph!« Tosend und mit rollendem R posaunte Neifiger seine Freude in die Welt. »Was drückst'n dich hier im Schatten rum?«

»Habe dich gesucht.«

Der Hüne näherte sich erstaunlich behende. Er packte den Kommissar an die Schulter, so kräftig, dass es nicht auffiel, dass ihm ein Finger fehlte. Neifiger – neun Finger. Wenn man den Dialekt verstand, eigentlich logisch. Seinen Realnamen verwendete jedenfalls kaum einer. Der Atem des Metzgers roch nach Alkohol, und Angersbach wusste nun, wo er gewesen war.

»Mirabelle?«

»Pflaume. Neues Rezept. Magst probieren?«

Wer über die notwendigen technischen Mittel verfügte, der brannte Schnaps. Das war in der Wetterau so und im Vogelsberg nicht anders. Angersbach schüttelte den Kopf.

»Bin auf Abruf. Außerdem habe ich keine Lust, blind zu werden. Sag mir lieber, was es so Wichtiges gibt.«

Neifiger rieb sich die Handflächen an seiner Schürze. Rote Schlieren zogen sich darüber. Er wandte sich um in Richtung Zerlegeraum. Darin angekommen, hob er den Deckel einer Tiefkühltruhe an. Eine Feder knackte. Angersbach erkannte obenauf dicke Koteletts, eingeschweißt, darunter mit Reif überwucherte Vakuumbeutel.

»Du weißt genau, dass ich kein Fleisch mehr esse«, brummte er.

Neifiger zuckte die Schultern. »Deine Sache. Aber das Zeugs hier soll seit Tagen abgeholt werden.«

»Und?«

»Der Alte meldet sich nicht. Geht weder ans Telefon noch bekommt man ihn zu Gesicht.« Er räusperte sich. »Ich wäre ja mal vorbeigefahren, aber erstens muckt mein Wagen, und zweitens«, er räusperte sich erneut, »na ja, du weißt schon.« Angersbachs Augen weiteten sich. »Du bist den Lappen los?« »Hm.«

Er blickte hilfesuchend zum Himmel. »Dir ist echt nicht mehr zu helfen. Und jetzt?«

»Na ja«, Neifiger verzog den Mund, »Kurzstrecken und so kann ich ja trotzdem ...«

»Stopp, ich will's gar nicht hören!«, unterbrach Angersbach ihn. »Überspann den Bogen nicht, ich bin immer noch Polizeibeamter. Was ist denn mit diesem Typ? Du erwartest doch nicht etwa, dass ich da Privatdetektiv spiele, oder?«

»Ich denk, du jobbst jetzt in Lauterbach? Also kannst du doch mal nachforschen.«

»Wegen eines Kunden, der sein Fleisch nicht abholt?«

»Er ist mehr als zwei Tage drüber. Gilt man da nicht als vermisst?«

Ralph gab auf. »Hast du einen Namen?«

Der Fleischer murmelte eine Antwort, er notierte.

»Was ist mit der Kleinen?«, fragte Neifiger dann unwillkürlich.

»Janine?« Angersbach hustete. Er hatte seine Halbschwester sozusagen geerbt. Von der gemeinsamen Mutter, die vor einem Dreivierteljahr gestorben war. Mitsamt einem Haus in der südlichen Wetterau, wo er seitdem lebte. Janine war sechs-

und zwanzig Jahre jünger, ein Nesthäkchen, und Ralph hatte nicht den blassesten Schimmer, wie viele Halbgeschwister es womöglich noch gab. Janine war der Grund, weshalb er sich gegen den Austausch gesträubt hatte. Weshalb er jeden zweiten oder dritten Tag heim nach Okarben fuhr. Fünfundsiebzig Kilometer pro Strecke. Alles, um zu einem Teenager zu gelangen, zu dem er kaum Bezug hatte. Die ablehnte, was er tat. Rebellierte, wenn er etwas von ihr verlangte.

Angersbach winkte ab. »Frag nicht.«

»Pack ihr was Leckeres ein.« Neifigers Offerte kam von Herzen, doch der Kommissar schüttelte lächelnd den Kopf.

»Vergiss es. Mit Hammelkeule oder Lammkoteletts werde ich ihr wohl kaum imponieren.«

Neifiger machte keinen Hehl aus seinem Unverständnis darüber, dass man kein Fleisch essen wollte. Allerdings hatte er längst begriffen, dass man einem Angersbach nicht hineinreden konnte.

»Ihr seid ja total verkorkst«, murkte er nur, während das Telefon des Ermittlers sich fiepend bemerkbar machte.

Hedwig Kaufmann mochte die Tagesstätte nicht, und insgeheim konnte Sabine sie gut verstehen. Es gab offene Angebote für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Sozialarbeiter und Therapeuten, die zwischen ihnen umherwuselten. Alle freiwillig, alles zwanglos. Und doch war es ein Ort, an dem sich Irre sammelten. Verrückte Menschen, jeder mit eigenen Marotten, einige von ihnen deutlich mehr neben der Spur als Hedwig.

»Das macht mich erst richtig krank«, hatte sie seinerzeit gesagt. Gute Phasen bedeuteten, dass sie die Tagesstätte total

ablehnte und keine Medikamente nehmen wollte. Das kostete Sabine tägliche Überzeugungsarbeit und Beharrlichkeit und ließ sich nur in enger Absprache mit den Mitarbeitern der Tagesstätte bewältigen. Hedwig verstand es geradezu meisterhaft, Ausreden zu finden, um nicht hingehen zu müssen. Kreislauf, Wetter, keine Begründung ließ sie aus. Und wenn der Körperhaushalt ihrer Medikamente nicht ausgeglichen war, zog der Strudel sie abwärts in die Psychose. Mittlerweile war Sabine halbwegs versiert in diesen Dingen, und sie erkannte früh verräterische Signale. Sie beharrte auf dem Besuch der Tagesstätte und scheute sich nicht, ihre Mutter daran zu erinnern, was bei ihrem letzten Absturz geschehen war. Abgedunkelte Wohnung, verschimmeltes Essen. Hochprozentiger Alkohol und undefinierbare Ängste vor allem, was sich außerhalb der eigenen Wände abspielte.

Hedwig Kaufmann nahm ihre Medizin und besuchte die Einrichtung. Diese Punkte standen nicht mehr zur Debatte. Und dennoch ...

»Ich möchte heute lieber zu Hause bleiben.«

Sabine stand auf der Fußmatte vor der geöffneten Wohnungstür ihrer Mutter und warf einen ungeduldigen Blick auf die Uhr. Sie kam nicht gerne zu spät zum Dienst, ob es einen Toten gab oder nicht. »Darüber brauchen wir nicht zu diskutieren.«

Wie eine Mutter, die mit ihrem Vierjährigen darüber sprach, dass er eine Regenjacke anziehen muss. Nur dass sie die Tochter war – und beide erwachsen.

»Du verstehst das nicht. Ich möchte *heute* nicht gehen ...«

»Was ist denn heute anders als sonst?«

Hedwig Kaufmann drückste herum und zupfte an ihren Ärmeln. »Es ist wegen deines Vaters«, gestand sie dann.

Sabine war davon überzeugt, dass ihr biologischer Erzeuger sich irgendwo an der Costa Brava befand. Doch sie musste behutsam sein.

»Was ist mit ihm? Hast du ihn noch mal gesehen?«

Hedwig nickte und reckte den Kopf zur Seite, als wollte sie die Umgebung hinter ihrer Tochter checken. »Er stand gestern auf der anderen Straßenseite.«

»Wo?«

»Na gegenüber der Tagesstätte. Er hat mich beobachtet.«

Der Körper war seltsam verrenkt, was wohl darauf zurückzuführen war, dass er kopfüber hing. Der Mann baumelte an einem Seil, das beide Fußgelenke umschlang. Die Schlinge wirkte professionell, das stach Angersbach als Erstes ins Auge. Ein fachmännischer Henkersknoten, wie man ihn aus Western kannte, mit neun Wicklungen. Auch sonst gab es Elemente, die durchaus von Sergio Leone inszeniert hätten sein können. Die steinernen Säulen, der Balken, der Strick. Mittagssonne, unter deren beinahe senkrechtem Stand der Körper einen kreisrunden Schatten warf. Eine außerhalb des Ortes gelegene Kuppe. Pferdegeruch, nein, Schafe. *Bist du schon so lange in der Stadt, dass du Gäule mit Pulloverschweißen verwechselst?*

Angersbach räusperte sich, zwei Uniformierte traten stumm beiseite. Er fühlte sich ein wenig unbehaglich, kannte er doch keinen der Anwesenden. Seit seiner Zeit in Lauterbach waren zwanzig Jahre vergangen, die meisten Jahre hatte Ralph in Gießen Dienst geleistet. Präsidium Mittelhessen, nicht Osthessen, dessen Hauptsitz in Fulda war. Es war fast wie römische Besatzungslager. Fulda, Lauterbach, Alsfeld, Gießen, Friedberg, Bad Vilbel. Bogenförmig umspannten die Städte

Wetterau und Vogelsberg, auf dessen Kuppen sich unzählige Gemeinden befanden. Aus einem der Dörfer stammte Ralph, in einem anderen hatte er seine Kindheit und in einem dritten seine Jugend verbracht. Kinderheim, Pflegefamilie, die fast zwangsläufigen Krisen im jungen Erwachsenenalter. Doch er hatte es geschafft. War der drohenden Abwärtsspirale, in die so viele Heimkinder gerieten, entkommen. Und nun stand er nach all den Jahren wieder hier; ausgerechnet ein Austauschprogramm hatte das bewerkstelligt, was er selbst stets auf die lange Bank geschoben hatte.

»Angersbach, Mordkommission.«

Unbeeindruckt blickte der Notarzt von seinem Klemmbrett auf, es war verkratzt und abgestoßen. Angersbach fragte sich, wie viele Totenscheine darauf wohl schon unterzeichnet worden waren. Die auffällig großen Nasenflügel des Arztes haben sich schnaufend auf und ab. »Höchste Zeit, dass mal einer kommt.«

»Was meinen Sie?« Angersbach sah zu den Kollegen der Spurensicherung hinüber. Sie rauchten und schienen nichts Eiliges zu tun zu haben.

»Einer muss den Typ da mal runterholen«, war die gereizt klingende Antwort. »Ich kann so nicht arbeiten.«

Ralph entschied sich, nicht darauf einzugehen. »Was können Sie mir über Todesursache und -zeitpunkt sagen?«

»Der Tod dürfte vor einigen Stunden eingetreten sein. Ich tippe auf sechs Uhr früh, plus/minus eine halbe Stunde. Ohne Gewähr! Die Todesursache kenne ich noch nicht.«

Minimum fünf Stunden, rechnete Angersbach nach und legte den Kopf seitlich. Er bat den Arzt, kurz zu warten, um sich mit den Kollegen der Spurensicherung abzusprechen.

Der Wind frischte auf, was dem Beobachter guttat. In dem Ford Focus stand die Luft, obwohl die Fenster heruntergelassen waren. Eine Schmeißfliege kroch über die Armaturen, immer wieder fanden Insekten ihren Weg ins Wageninnere. Empfindlich berührt wedelte die Hand umher, ein tiefes Summen ertönte. Er parkte auf einer Anhöhe, verborgen zwischen Buschwerk und niedrigem Gehölz. Gerade so weit entfernt, dass niemand der Beamten seinen Kombi erspähen konnte, und nah genug, um durch den Feldstecher alles beobachten zu können. Kein Detail entging den scharfen Augen. Unter den Tränensäcken zeichneten sich kreisrunde Druckstellen ab, schon seit Stunden beobachtete er den Tatort. Zufrieden schnalzte die Zunge, der Oberlippenbart kitzelte. Ralph Angersbach hatte soeben die Bühne betreten. Kommissar Angersbach. Das Heimkind, das es zu etwas gebracht hatte. Der verlorene Sohn, der in seine Heimat zurückgekehrt war.

Vorhang auf, es war *sein* Spiel – auch wenn er noch nicht den blassesten Schimmer davon hatte.

Sabine Kaufmann hatte ihre Mutter gefahren, wie sie das oft tat. Auf dem Weg hatte sie erneut versucht zu ergründen, wie die Sache mit ihrem Vater vor der Tagesstätte zu beurteilen war.

»Wie hast du ihn denn bemerkt?«

»Er stand wohl schon da, als ich hinkam. Zumindest kam mir der Typ bekannt vor. Richtig sicher war ich mir aber erst, als ich aus dem Küchenfenster geblickt habe. Eine ganze Stunde später, nebenbei erwähnt.«

»Und du hast ihn dann eindeutig identifiziert?«

Typisch Polizistin. Hedwig hatte lamentiert: »Glaubst du mir immer noch nicht? Ja, verdammt, ich habe ihn erkannt! Ich war fünfzehn Jahre mit diesem Mann verheiratet.«

»Warum hast du niemanden verständigt?«

»Wenn nicht mal meine Tochter mir glaubt?« Der Vorwurf machte Sabine betroffen, doch Hedwig sprach sofort weiter. »Hinterher hieße es dann wieder, ich habe Wahnvorstellungen.«

Tatsächlich wäre Sabines nächste Frage die nach Hedwigs Medikamenten gewesen.

Hast du sie auch wirklich durchgehend genommen?

Fühlst du dich irgendwie anders als sonst?

Doch sie traute sich nicht. Stattdessen: »Ich möchte dir glauben, und deshalb fahre ich dich auch hin, obwohl es schon ganz schön spät ist. Wenn du möchtest, hole ich dich auch ab.«

»Hmm.«

»Ich laufe auch um den Block und halte nach ihm Ausschau, falls es dich beruhigt.«

»Du kennst ihn doch nur als Kind«, wehrte sich Hedwig, aber Sabine blieb standfest.

»Ich spreche notfalls alle Herren zwischen fünfzig und siebzig an.«

Hauptsache, ihre Mutter ging in die Einrichtung.

Hauptsache, sie schlitterte nicht in eine Paranoia.

Doch was, wenn ihr Vater sich tatsächlich rührte?

Wenn ihm das Geld ausgegangen war, die zwanzigjährigen Bikinischönheiten ihm nicht mehr nachliefen, ihm die Schulden über den Kopf wuchsen? Alles schon vorgekommen.

Rund um die Tagesstätte war weit und breit kein Verdächtiger zu sehen gewesen. Sie hatte die Leiterin informieren wollen,

doch diese war noch nicht da. Also hatte Sabine ihrer Mutter das Versprechen abgenommen, sich sofort bei ihr zu melden, wenn sie etwas bemerkte.

Wenig später parkte sie ihren Twizy vor der Polizeistation im Riedweg. Ein Neunziger-Jahre-Bau, zweigeschossig, mit türkisfarbenen Fenstern. Es war wie gewohnt ruhig im Gebäude, Bad Vilbel war keine Metropole des Verbrechens.

Als der Kopf von Konrad Möbs, dem Dienststellenleiter, im Türspalt seines Büros auftauchte, tat Sabine so, als sähe sie ihn nicht. Spielte an ihrem Handy und mied Blickkontakt, in der Hoffnung, dass er sie nicht ansprechen würde. Nicht ohne triftigen Grund. Nicht, solange es keine Leiche gab. Denn sie hatte nicht die geringste Lust darauf, Aufgaben zu übernehmen, die Möbs sich ausdachte, um sie in mordfreien Zeiten zu beschäftigen.

»Zum Glück sind Ferien«, hatte Angersbach gesagt, »sonst würden wir am Ende in irgendwelchen Schulen Präventionsprojekte durchführen müssen.«

»Sie sind doch ein Experte für Halbstarke.« Sabine hatte gelacht. Immerhin lebte ihr Kollege mit einem schwierigen Teenager zusammen – zumindest bezeichnete er das Mädchen zuweilen so. Sabine sah in Janine nicht mehr als eine heranwachsende Frau, die eine schwierige Zeit durchlebte. Auch wenn das Ergebnis womöglich das gleiche war. Ralph Angersbach hatte es gut – viel besser als sie. Kein Möbs, keine Machokollegen. Stattdessen vier Wochen Dienst auf Abruf in seiner alten Heimat. Es schien auch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zu sein. Ein Tausch von Kollegen zwischen zwei benachbarten Präsidien. Klar, dass man in Gießen und Friedberg da sofort auf einen von ihnen kam. Alle anderen waren ja zu wichtig.

Griesgrämig näherte Sabine sich dem verwaisten Büro. Sie hatte sich den Wechsel von Frankfurt gewünscht, ja, gezielt darauf hingearbeitet, um mehr Struktur zu haben, beständigeren Dienstzeiten, ein geordnetes Privatleben. Sie sah den Aufprall nicht kommen. Lief mitten in ihn hinein, quiekte erschrocken, als die Plastikflasche zu Boden klatschte und sich Wasser über ihren Fuß ergoss. Das Handy flog in die Pfütze, ihre Schulter pochte, es gluckerte. Mirco Weitzel. Schöning des Reviers, blond, athletisch und – sie hätte es schwören können – zuweilen gepudert. Doch im Augenblick war er nichts weiter als ein Überfall. Sabine schnellte nach unten, um ihr Handy zu retten, bevor das Wasser ihm zusetzte. Die gleiche Idee hatte auch Weitzel, und prompt knallten ihre Köpfe aneinander. Unerbittlich wie ein Holzhammer, Übelkeit überkam Sabine.

»Verdammst!« Sie richtete sich auf und tastete nach ihrer Stirn. Kniff benommen die Augen zusammen, registrierte aber, dass ihr Kollege das Telefon in seiner Linken hielt.

»Zwei Jahre altes Modell.« Er grinste gequält. »Ich hoffe, das war es wert.«

»Was wert?« Sabine war noch nicht so weit, seinen Gedanken zu folgen.

»Na, das doppelte Schädeltrauma. Du hast einen ganz schön harten Schädel.« Er zwinkerte verstohlen. »Nicht persönlich gemeint.«

Sabine verzog den Mund zu einem Lächeln. »Danke fürs Retten.«

Sie wand sich an ihrem Kollegen vorbei, bevor dieser sie in ein Gespräch verwickeln konnte. Geordnetes Privatleben. Sabine biss sich auf die Unterlippe. Sie hoffte inständig, dass die Bilder im Kopf ihrer Mutter nur Hirngespinsten waren. Doch

dann fragte sie sich, ob es fair war, sich zu wünschen, dass ein anderer am Rand einer Psychose stand. Soll er doch hier sein, schloss sie grimmig. Ihr Vater, von dem sie nie etwas gehabt hatte. Was sollte er ihr schon anhaben können?

Unser Leben wirst du nicht auf den Kopf stellen, schwor sich die Kommissarin.

Es mussten mindestens zwei Personen sein. Eine Frau und ein oder zwei Männer. Da er von keinem bisher das Gesicht gesehen hatte und ihre schwarze Einheitskleidung kaum Rückschlüsse zuließ, konnte er sich nur an Körperhaltung und Größe orientieren. Die Mangelernährung schlug ihm zudem auf den Verstand, lähmte seine Synapsen. Auf seinem Arm waren ihm irgendwann Einstichmale aufgefallen. Hatte man ihm Drogen verabreicht? Halluzinierte er? Fieberhaft suchte er den winzigen roten Punkt auf der Haut, doch er fand ihn nicht mehr. Auch der andere Oberarm war unversehrt. Hatte er sich das Ganze am Ende eingebildet? Oder war die Wunde längst verheilt?

Es begann zu rauschen. Die Beklemmungen kehrten zurück, das Denken tat weh. Wie lange würde er noch durchhalten, bevor er dem Wahnsinn verfiel?

Gierig schob Gründler sich einen Bissen Brot in den Mund. Er kaute ihn dreißig Mal. So lange, bis der Speichel die Stärke in Zucker aufspaltete. So lange, bis er die Süße schmecken konnte. Hoffte dabei, dass das Sättigungsgefühl wenigstens für eine Weile andauern würde. Völlig unerwartet flammte das Licht auf, er hatte nicht damit gerechnet, so schnell wieder Besuch zu bekommen. Schweigend zerrten zwei kräftige Hände ihn von der Wand weg und lösten die Schelle. Er

wollte die entzündete Haut reiben, doch schon packte man ihn und zog ihn hoch. Als seine Schulter am Oberkörper entlangglitt, spürte er die weiblichen Konturen. War er bereits so schwach, dass sie ihm die Frau schickten? Eine nicht gerade hochgewachsene Person, aber von beeindruckender Härte.

»Warum tun Sie mir das an?«

Wenn überhaupt jemand der Empathie fähig war, dachte er in seiner Panik, dann sie.

Keine Antwort. Stattdessen ein Stoß ins Kreuz, der ihn in Richtung Nebenraum dirigierte.

Ein Halogenscheinwerfer auf fleckigem Stativ hüllte den Raum in gretles Licht und verdunkelte alles, was außerhalb seines Scheins lag. An der schmalen Wand stand ein Holzstuhl. Zweihundert Jahre alt, mit farbenfroher Blümchenlackierung auf der Lehne. Johann Gründler kannte das antike Möbel nur zu gut, denn es gehörte ihm. Hinter dem Stuhl war die Wand mit einem alten, rosafarbenen Laken verhängt. Eine Zeitung lag auf dem Boden, sofort versuchte er, den Aufmacher zu lesen. Doch man gewährte ihm kein Verschnaufen. Bevor er sich versah, hockte er nach vorn gebeugt auf dem Stuhl. Er knarzte. Es war schon lange wieder eine Behandlung mit Leim nötig. Für eine Sekunde bildete er sich ein, das Hussen einer zweiten Gestalt zu erkennen, dann hob sich ein großer Karton vor seine Augen. Eine Art Sakko legte sich über seine Schultern, man zupfte daran herum und zwang seine Hände in Richtung der Ärmelöffnungen. Dann wurde der Oberkörper unsanft nach hinten geschoben. Geblendet von dem Scheinwerfer, versuchte Johann zu erkennen, was geschah. Doch seine Reflexe folgten der Wahrnehmung nur zögerlich, seine Arme kribbelten, und die Beine waren wie Blei.

Zeitungspapier raschelte, irgendwo im Schatten schien jemand nervös auf einen Kugelschreiber zu drücken.

Kugelschreiber. Klicken. Er hörte es nachhallen, als es längst nicht mehr zu hören war. Doch etwas störte ihn. Passte nicht ins Bild.

Minuten später befand sich Johann Gründler wieder in seinem Verlies. Angekettet. Nach dem Flutlicht kam ihm die Schwärze noch finsterer vor. Er vergrub den Kopf zwischen den Händen, als könne er ihr entfliehen. Ein verzweifeltes Schluchzen, dann konnte er seine Tränen nicht mehr halten. Das Auslösegeräusch der Kamera verhallte in seinem Wimmern.

Sabines Blick wanderte vis-à-vis, ihre Ego-Wand fing ihn ein. Sie hielt einen Moment inne. Die meisten ihrer Kollegen besaßen so etwas. Eine freie Ecke Wand, bei einigen eher versteckt und zu Hause, bei anderen war sie der Blickfang im Büro. Diplome oder Urkunden, sei es von Sportwettkämpfen oder beruflichen Auszeichnungen. Zeitungsartikel. Sabine Kaufmann hatte während ihrer Zeit bei der Mordkommission eine Handvoll spektakulärer Fälle zur Aufklärung gebracht. Ihr fotografischer Blick war der Presse einen Dreispalter wert gewesen, damals, als ein Killer »Stairway to Heaven« an seinen Tatorten spielen ließ. Oder die Befreiung ihrer damaligen Vorgesetzten, 2007, aus dem Verlies eines psychopathischen Serientäters. Highlights für die Öffentlichkeit. Was danach geschah, was es mit den Beteiligten machte, das interessierte keinen mehr. Neben drei gerahmten Artikeln, die jeweils ihr Foto zeigten, hingen zwei weitere von Angersbach. Sabine atmete pfeifend aus und sah dann auf seinen leeren Platz. Sie

seufzte, als ihr Blick auf ein Memo fiel. Konrad Möbs ließ bitten.

»Kommen Sie, wenn es passt, bitte in meinem Büro vorbei«, entzifferte sie seine Sauklaue. Im Klartext bedeutete das, dass sie *sofort* zu erscheinen hatte. Doch für einen Kaffee war noch Zeit. Immerhin hätte er sie bereits auf dem Gang zu sich rufen können. Sabine Kaufmann war sich sicher, dass er sie vorhin gesehen hatte. Sie und Mirco Weitzel. So viel musste man ihm lassen: Konrad Möbs entging praktisch nichts, am wenigsten die Dinge, die man lieber vor ihm verbergen wollte. Ein Stich zuckte durch ihr Zwerchfell. Sie mochte überhaupt nicht daran denken, welche Phantasien Möbs sich in seinem Kopf über sie und ihren Kollegen zusammenspann. Dabei war da nichts. *Und wird auch nie etwas sein*, dachte Sabine entschlossen.

Sie betätigte zwei Knöpfe, und das Mahlwerk verrichtete kreischend seinen Dienst. Der Vollautomat, ein Sonderangebot für zweihundertneunundvierzig Euro, war kaum zwei Monate alt. Ein leichter Kalkrand hatte sich am Wassertank abgesetzt, Staub haftete am Deckel des Bohnenbehälters. Zeit für eine erste Grundreinigung, dachte sie, während ihr heißer Röstduft in die Nase stieg. Die Investition hatte sich gelohnt, wenngleich es ein wenig dekadent erschien. Doch das Leben war zu kurz für schlechten Kaffee, darin waren Sabine und ihr kauziger Partner sich einig. Sie zog eine Grimasse. Wer würde die Kaffeemaschine mitnehmen, sollten sich ihre Wege einmal trennen? So weit hatten die beiden nicht gedacht. Nicht denken wollen. *Wie gut, dass ich nicht zu Michael gezogen bin*, dachte die Kommissarin. Oder er zu ihr. Das würde auch nicht mehr passieren. Warum die Dinge unnötig verkomplizieren?